

## **Der Stoff, aus dem die Seele gewirkt ist**

### **Das Autobiografie Festival in Heiden vom 30. Juni – 2. Juli 2023**

Ein Bericht von Anita Kiss

Voller Vorfreude und Neugierde betrete ich am Vormittag des ersten Festivaltages den Vortragssaal im Hotel Heiden. Das Deckengemälde in diesem eleganten holzverkleideten Biedermeier-Salon erinnert mich an das dasjenige im Opernhaus Zürich – es ist atemberaubend schön. Hier wird die kommenden Tage die dritte Ausgabe des Autobiografie-Festivals stattfinden, an dem Laien-Autor:innen einen kleinen Ausschnitt aus ihren Werken vortragen. Anschliessend an jede Lesung werden die Bestseller-Autorin Seraina Kobler und der Philosoph Georg Kohler die Texte unter Einbezug des Publikums diskutieren. Georg Kohler wird nur kurz vorgestellt – ich erfahre erst später, dass er zudem auch Publizist, emeritierter Professor für politische Philosophie an der Universität Zürich und mit Alfred Messerli befreundet ist (das bemerke ich, als Georg Kohler ihn einmal den «Kollegen Ober-Chef» nennt). Seraina Kobler wird etwas ausführlicher vorgestellt: Mit ihrem Roman «Tiefes, dunkles Blau» stand sie lange auf den Bestseller-Listen und daneben betätigt sich die erfolgreiche Autorin als Dozentin für freies Schreiben. Sie lebt und arbeitet in Zürich und in Lausanne.

Die Organisatorin Nadja Schäublin Schneiter eröffnet das Festival «Aus dem Leben lesen» mit einer kurzen Begrüssungsrede. Sie ist die Vereinspräsidentin des Trägervereins des Autobiografie Festivals, der daran arbeitet, dieses Festival selbsttragend zu machen. Was sie an diesem Festival am meisten fasziniert, ist die Möglichkeit, dank der vielen Lebensgeschichten, im Kopf weite Reisen zu unternehmen – so wie letztes Jahr unter anderem nach Tunesien. Das Menschliche bleibt bei ihr hängen und das verbindet uns alle. Sie weist uns zudem darauf hin, dass später noch einige Gäste eintrudeln werden. «Ich liebe diese entspannte Atmosphäre!», denke ich.

Charmant geht es weiter mit der Gastgeberin und Kantonsrätin Fabienne Duelli, die neu das Amt der Verwaltungsratspräsidentin innehat. Sie hat das Fundraising für die Renovation dieses «Bijou im Dorf», wie sie es zu Recht nennt, organisiert, und weist uns darauf hin, dass der Schweizer Film «Die göttliche Ordnung» zum Thema Frauenstimmrecht aus dem Jahre 2017 von Regisseurin Petra Volpe hier gedreht wurde.

### **Alfred Messerli: Jakob Birrer – wie ein blinder Laienautor im 19. Jh. trotz aller Hürden seine Autobiografie vermarktete**

Alfred Messerli, der auch das diesjährige Festival Programm sorgfältig zusammengestellt hatte, stellt uns als Einstieg in die Lesungen sehr enthusiastisch das Leben des unbekanntes Laienautors Jakob Birrer vor. Birrer hatte von Anfang an kein leichtes Leben: Er erblindete als Kind und führte fortan ein «Pflanzenleben», wurde nicht in die Schule geschickt und sich selbst überlassen. Später wurde er zur Feldarbeit mitgenommen und erhielt Religionsunterricht, wo er aufgrund seines guten Gedächtnisses seine Mitschüler übertraf. Im Jahre 1825, mit 25 Jahren, unternahm er eine Wallfahrt zum Bruder Klaus. Das brachte eine entscheidende Wende in seinem Leben: er erfuhr von der Zürcher Blindenanstalt. Dort durfte er für ein Jahr eintreten, wo Blinde in Lesen, Schreiben und in mehreren Handarbeiten unterrichtet wurden. Erst 1830 gab es Volksschulen für alle, aber die Blindenschule war bereits vorher schon «top».

Ausgestattet mit diesen neuen Fertigkeiten hat er daraufhin einen «Kramladen» angelegt, und somit allen skeptischen Stimmen getrotzt, die es nicht gutgeheissen haben, dass er als Blinder sogar so weit ging, ein eigenes Geschäft aufzutun. Privat war er verheiratet mit einer Zürcherin und bekam mit ihr zwei Kinder.

Als er später zum ehemaligen Direktor der Blindenschule ging, schlug ihm dieser vor, er könne Schriften verteilen. So wurde Jakob Birrer sogenannter Kolporteur, zu einer Zeit, als es noch keine Buchhandlungen gab. Er verbreitete die ihm anvertrauten Bücher sogar bis nach Dänemark. Seine Arbeit als Kolporteur schrieb er in seiner Autobiografie später nur protokollartig nieder, denn er wollte niemanden langweilen. Alfred Messerli bemerkt an dieser Stelle, wie schade es ist, dass man über das Gewöhnliche leider nicht schreibt – «obwohl gerade das in 50 Jahren interessant wäre!» Birrers Hauptprodukt wurde dann seine eigene Autobiografie, in welcher er beschrieb, welche Hürden ihm die Behörden in den Weg gelegt hatten. Insgesamt hat er 350 Stück seiner Autobiografie verkauft – und das sind zu der Zeit gute Verkaufszahlen. Einmal hatte er sogar ein Blindenhündchen dressiert. Von ihm stammen auch die «erprobten Regeln für einen blinden Wanderer»: Das erste Mal soll man mit einem Führer unterwegs sein, danach kann man sich von Geräuschen (wie z. B. von Flüssen) und Gerüchen leiten lassen. Dabei solle man sich so viele leitende Merkmale merken, wie nur möglich: von Apotheken, von Gerbereien, von Schlachthöfen, etc. Städte haben damals differenziert gestunken und nicht einheitlich, hiess es. Daraus ergab sich für ihn eine Art «Mental Mapping», das sehr erleichternd war, da er nun ganz ohne Führer unterwegs sein konnte. Zudem tastete er sich den Häuserwänden entlang. Hier bestand allerdings die Herausforderung darin, ein Seitengässchen nicht mit einem Hauseingang zu verwechseln.

Birrers Autobiografie enthält auch seine Erfahrungen mit dem ländlichen Publikum: viele kannten dazumal den Nutzen der Lektüre nicht. Die Bedingungen für die Kulturtechnik des Lesens waren nicht überall gegeben. Die Zeit um 1800 herum war zudem auch geprägt von einem Paradigmenwandel: Die intensiven wurden zu extensiven Lesern, wobei die Kinder als Agenten der Modernität fungierten. Das heisst, wo man früher intensiv las, also immer dasselbe, bis man es auswendig konnte, da «fressen» wir heute extensiv immer Neues in uns rein. «So entsteht aber keine Dichte!» kam mir dazu in den Sinn. Es gibt aber auch heute noch unterschiedliche Textgattungen und darunter einiges, wo einmaliges Lesen nicht ausreicht.

Damals zu Birrers Zeiten, hatte der Bauer Zeit für Lektüre. Und sie ist für ihn nicht nur Unterhaltung und Belehrung, sondern sie labt auch Geist und Herz und dient ihm somit zur Erholung. Bezeichnend ist: Der Bauer wählt das Hundebüchlein und nicht die Weltgeschichte. Er bevorzugt das Sachbuch, *non-fiction*, und daraus das, was seiner Lebenswelt nahe ist. Das wird dem Fiktionalen und dem Geschichtlichen vorgezogen.

Früher wurde einander oft an langen Winterabenden vorgelesen. Einerseits aufgrund verschiedener Mangelsituationen – so hat es oft an Lesestoff und an Lichtquellen gefehlt. Auch das Analphabetentum war einer der Gründe. Für die gemeinsame Rezeption gab es andererseits aber auch den Grund, dass man somit das stumme Selberlesen auf einen neuen Level hebt durch das Vorlesen: Es wird interaktiv, da auch Fragen gestellt werden können. Da diese Form der Vermittlung belebt, wird sie uns von Alfred Messerli mit Nachdruck empfohlen.

1855 verstarb Jakob Birrer. Zuerst war er nur im Kanton Zürich bekannt, danach auch über die Kantons- und sogar über die Landesgrenzen hinweg. Seine Autobiografie ist ein gutes Beispiel dafür, wie faszinierend ein Einblick in ein anderes Leben sein kann.

### **Intermezzo**

In der Pause spricht mich die Autorin Ruth Wittwer an. Sie wird uns später aus ihrem Text mit dem Titel «Alpha» vortragen. Sie vertraut mir an, dass sie aus einem «Minderwertigkeitskomplex» heraus ihre Geschichte aufgeschrieben hat. Ihre Geschwister haben so viel erreicht und leben in grossen Häusern, wo sie selber nur eine kleine zweieinhalb Zimmer Wohnung bewohnt. Um sich selber vor Augen zu führen, was sie alles gemacht hatte, darum hat sie ihr Leben aufgeschrieben. Sie erzählt mir weiter, dass sie auf «der Intensiv» gearbeitet hat und alle dort miterlebten Verletzungen und Traumata aufschreiben wollte. Sie sei sich nicht sicher, ob ihr Text gut genug ist, wenn sie «all die guten Texte höre». Wegen der Stimme übte sie sogar im Keller: die Tonleiter hoch und runter. Das hat mich berührt. Ich bestärke sie, dass ihre Lesung sicher gut ankommen werde und sage ihr, dass ich mich darauf freue.

### **Angela Giardina: Von Sizilien in die Schweiz**

Den Auftakt macht die Lesung von Angela Giardina. Alfred Messerli stellt uns Angela Giardina als eine Vielschreiberin vor, die zudem auch über einen grossen Enthusiasmus verfügt, ihr Tagebuch und ihre Fantasy-Romane beim UNIK-Verlag zu veröffentlichen. Sie ist der Liebe wegen in die Schweiz gezogen und Alfred Messerli findet es schön, dass es für einmal nicht der Arbeit wegen ist. Sie verfügt über einen direkten Charakter, ist eine grosszügige Frau und sie arbeitet heute bei der Spïtex.

Sie wird uns einen Ausschnitt aus «Mein Leben in Sizilien» vorlesen. Tagsüber hat sie gearbeitet und nachts hat sie geschrieben. «Damit es nicht verloren geht!» betont sie. Seitdem hat sie bereits zwei Bücher veröffentlicht. Kürzlich durfte sie ihren 60igsten Geburtstag feiern und Mode ist ihr wichtig, sagt sie. (Bereits als sie den Raum betrat, dachte ich, sie erfüllt das Bild der modeaffinen Italienerin.) Ihr erstes Buch hat sie ihrer Mama gewidmet. Sie ist eine freigeistige Frau und sie konnte viele ihrer Träume verwirklichen. Diese hat sie niedergeschrieben. Alfred Messerli weist uns darauf hin, es handelt sich bei der gleich vorgelesenen Stelle im ersten Teil darum, wie Angela Giardina dazu gekommen ist, zur Schriftstellerin zu werden und in zweiten Teil um die Geschichte von einem Mädchen, das weggegeben wurde und dass diese Geschichte sehr einfach geschrieben ist. Und Angela Giardina schliesst die Vorstellung ihrer Person sehr nahbar mit den Worten: «Und dann habe ich meinen Mann kennen gelernt und lebe in der Schweiz und jetzt bin ich da!»

Seraina Kobler eröffnet die Diskussion zum Text mit den Worten, es handelt sich um einen sinnlichen Text. Die Kindheitselemente darin erinnern sie an die Schriftstellerin Lily Prior. Dieses Sinnliche kippt dann in das Übersinnliche, und das erinnert sie an den südamerikanischen Magischen Realismus. Im Text fühlt sich das Mädchen, das weggegeben wurde, nirgendwo zugehörig. Seraina Kobler betont, sie kann sich mit dem Text vom Fühlen her sehr gut identifizieren, sie ist auch auf dem Dorf aufgewachsen und hat sich dort auch nirgendwo zugehörig gefühlt. Dass der Text viele Fragen aufwirft, empfindet sie als das beste Spannungsmittel, denn das treibe einen an, weiterzulesen, da man nach Antworten suche. Dadurch, dass der Text in den Kindheitsjahren verortet ist, holt er das magische Element herein. Als Kind verfügt man noch über das magische Denken, der Verstandesfilter beraubt uns erst als Erwachsene der Fülle der sinnlichen Eindrücke. Sie sieht das auch als eine Lebensaufgabe, diese Wahrnehmung des inneren Kindes immer wieder zu finden und nicht zu verlieren. Zudem schafft der Text eine grosse Nähe zu den Figuren.

Mir fällt auf, wie Angela Giardina eine von dieser unerwarteten Wertschätzung erfüllte dankbare und stolze Ausstrahlung erhält, sie leuchtet förmlich. Auch wenn sie kein Wort sagt, ich spüre – und ich habe das Gefühl, alle sehen es – sie fühlt sich geehrt.

Georg Kohler knüpft an mit den Worten, hier geht es darum, unsere private Mythologie zu erfinden. Es geht um die Frage: Wer bin ich und wie bin ich zu der geworden, die ich bin? Dieser naive Text sei zugleich sehr raffiniert, da er eine Art versteckte Psychoanalyse beherbergt. Raffiniert ist auch, dass für die eigene Fremdheit Bilder und somit Sinnbilder gesucht werden anstatt Begriffe. Alfred Messerli (der sehr aufmerksam Georg Kohler, der einen Frosch im Hals hat, ein Ricola reicht) wirft ein, die Geschichte atmet auch den Aspekt des Mythologischen: Eine Art Göttin kommt, und bringt der jungen Frau, die soeben ihr Kind verloren hat, eine neue Tochter, die Angela heissen soll. Georg Kohler nennt als weiteren wichtigen Punkt die beiden unterschiedlichen Zeitebenen. Zuerst geht es darum, wie Angela Giardina auf die Idee kommt, ein Buch zu schreiben. Dann kippt die Erzählung in eine andere Zeit, in eine magische Zeit, in eine Urzeit, die nicht so recht verortbar ist. Diese Ricci scheint ein Wesen aus einer anderen Welt zu sein. Sie beobachtet Trauriges und bringt irgendwoher ihr Kind, Angela, also quasi ein Engelchen, aus dem aus der Märchen- und Sagen-Perspektive eine wunderbare eidechsenförmige Hexe wird. Georg Kohler befindet, die Angela im Text und die Autorin Angela haben ein ähnliches Leben: beide kommen sie als Fremdling in eine neue Welt. Als hätte Angela Giardina diesen mythologischen Text darum geschrieben, um zu sich selbst zu finden. Als frage sie sich durch diesen Text: «Woher komme ich eigentlich?» Es ist ein halbes Märchen und eine halbe Psychoanalyse. Und es bleibt ein Geheimnis: Wer ist diese Ricci? Seraina Kobler knüpft mit den Worten an, die Figuren dürfen ihre Rätsel behalten. Zudem ist es ein Spiel von Nähe und Distanz: Angela Giardina gewinnt einen distanzierten Blick auf die eigene Erinnerung, wenn sie von sich in der dritten Person schreibt. Manchmal braucht man das für innere Prozesse, betont Seraina Kobler, um das eigene Empfinden besser greifbar zu machen, indem man von «sie» anstatt von «ich» schreibt. Georg Kohler ergänzt und schlägt den Bogen zurück zur Psychoanalyse, dass dieser Text schön aufzeigt, wie man zwischen Magie, Märchen, Sage und dem Anschluss an das eigene Leben sein Leben selbst erfinden kann. Und diese Synthese aus teils erinnerten und teils erfundenen Teilen der Geschichte macht uns zu dem, was wir sind.

Die Autorin Angela Giardina bemerkt aufgrund dieser Textanalyse, dass sie bislang gar nicht wusste, dass sie eigentlich eine Dichterin ist. Sie sagt, sie hätte nie gedacht, dass so vieles in ihren Text hineininterpretiert werden kann. Seraina Kobler und Georg Kohler bestätigen ihr, dass die aufgeschriebenen Worte immer mehr wissen, als man selber weiss. Zudem wird vermutet, dass darum diese verborgene Tiefendimension mit so viel Gefühl in ihrem Text enthalten ist, da sie ihn meistens in der Nacht verfasst hat. Ich indessen bin tief berührt von diesem feinsinnigen Gremium.

### **Intermezzo**

In der Pause spricht mich Angela Giardina an und entschuldigt sich für die Grammatikfehler – Deutsch sei nicht ihre Muttersprache. Ich sage ihr, dass vor allem der Inhalt wichtig ist und dass ich es sehr spannend fand. Später in der Mittagspause komme ich mit Renate Widmer ins Gespräch. Sie hat letztes Jahr ihre Geschichte vorgetragen und ist an das diesjährige Festival als Gast angereist. Sofort ist da eine grosse Nähe zwischen uns und wir sprechen über das Schreiben und über die Liebe. Und über ihre Selbstwahrnehmung. Früher hielt sie sich für hässlich. Ich entgegnete ihr, mein erster Gedanke, als ich sie sah, war: «Ist das ein Model?» Das Schreiben empfindet sie als ein Stück Befreiung. Und die

Autobiografie sei eine Art «Lebensmärl» – man könne genauso gut ein «Märl» schreiben, sagt sie. Die Liebe beschäftigt uns danach länger. Wie selten und kostbar es ist, wenn man mit jemandem seelisch in Resonanz kommt und man einander inspirieren kann. Und dadurch auch Seiten an sich selber entdecken kann, die man alleine nie entdeckt hätte. Der Austausch mit Renate und mir geht mir unter die Haut und bringt vieles in mir zum Klingen. Ich bin dankbar für diese seelisch nährenden Begegnung.

### **Gisela Egli-Zemp: Treue und Eifersucht**

Die nächste Geschichte wird uns von Gisela Egli-Zemp über ihren Alltag als Hausfrau vorgetragen. Messerli führt uns mit den Worten ein, es gelte immer noch als tabuisiert, über so ein langweiliges Thema wie das Hausfrauendasein zu schreiben. Gisela Egli-Zemp bezeichnet sich selber als «Muttertier» mit fünf Kindern. Ihre Partnerschaft beschreibt sie als ein Vernunftarrangement voller unerfüllter emotionaler Bedürfnisse. Diese projiziert sie unter anderem auf einen gutaussehenden Arzt, der von ihrer Schwärmerei jedoch gar keine Notiz nimmt. Sie hält sich selber für hässlich und darum ist sie überzeugt, dass keiner ihrer Angebeteten sie auch begehrte. Sie ging auch mit keinem dieser Männer ins Bett. Trotzdem empfindet sie jeweils starke Eifersuchtsgefühle, wenn das Objekt ihrer Begierde sich mit einer anderen Frau unterhält. Ihr Ehemann jedoch schien zahlreiche Affären gehabt zu haben, was sie nach eigenen Angaben emotional nicht berührte.

Georg Kohler bezeichnet die vorgetragene Geschichte als «Report aus dem Alltag», den er aus jeder Hinsicht spannend findet, da er die weibliche Sicht repräsentiere. Wie sie ihre Ehe so nüchtern beschreibt, das schmeisst auch unsere romantischen Erwartungen über den Haufen: Die Beziehung wird nicht von einer emotionalen Qualität getragen, sondern von reiner Funktionalität. Es geht einem «gut», der «Typ» bringt wenigstens Geld heim, man könnte ihn aber «genauso gut ersetzen durch die Witwen-Rente». Ihre Schilderungen sind nah an der realen Welt und sehr weit weg von den emotional aufgeladenen Trauminszenierungen des Hollywood-Kino. Der Schluss der Erzählung sei nachdenkenswert, befindet Georg Kohler. Da ist eine grosse Trauer spürbar, wenn der Ehemann als «etwas trottelig» beschrieben wird – da fehlt etwas. Aber nicht nur die Männer werden als «Bubis» bezeichnet, die nur so tun als wären sie erwachsen, es aber in Wirklichkeit gar nicht sind, sondern auch die Frauen als «Hühner» – als eine diskrete Selbstkritik. Das negative Männerbild erhält somit das dazu passende weibliche Pendant und mittendrin ist dieser von den «Hühnern» umschwärmte Arzt. Doch dieser «Güggel» bemerkt gar nichts von den Schwärmereien um ihn herum, und trotzdem hacken die anderen «Hühner» auf Gisela Egli-Zemp ein, als sie ihre Gefühls-Projektionen bemerken.

Seraina Kobler nimmt anschliessend Bezug auf das Muttersein, das ein häufiges Motiv in der Literatur darstellt. Da sie selber auch in einem dörflichen Milieu aufgewachsen ist, hat sie einen engen Bezug zu kleinen geschlossenen Welten, die auch für den Zeitgeist stehen. Der Text wirft Fragen auf wie «Wo bleibt man?» und «Wie blickt man darauf?». Die Erzählerin ist eine Frau ohne Illusionen: Andere sagten ihr, es sei verantwortungslos, so früh zu heiraten, aber sie wollte das so, da sie «nicht Prinzessin werden wollte, sondern Mutter!» Ihr Text machte zudem deutlich, dass es vielen Frauen so geht wie Gisela Egli-Zemp. Georg Kohler nimmt des Weiteren Bezug auf die beschriebene Mann-Frau-Relation, die er als unharmonisch empfindet. Ihr junger Mann ist eifersüchtig, aber sie nicht. Wenn er fremdgehen würde, dann müsste er aus ihrer Sicht lediglich «durch die Waschstrasse durch», bis «das Ding wieder sauber ist». Sie geht

emotionslos damit um, aber er würde beim Fremdgehen seiner Partnerin leiden. «Ein bisschen leid tut er einem!» befindet Georg Kohler. Es sei nicht ganz einfach, mit dieser Dame verheiratet zu sein. Der Ehemann steht nicht gern unter dem Pantoffel, «aber er weiss, wo Gott hockt und Gott ist weiblich!» Er beschreibt sie als eine Frau mit einer klaren Linie und einem starken Charakter, der aber die Sinnlichkeit im Alltag fehlt. Sie ist eine Pragmatikerin, sie hat Kinder und Verantwortung, aber das Geld des Ehemannes kann die fehlende Nähe und Intimität nicht ersetzen. Es scheint, als sei ihre «Verknalltheit» in immer wechselnde Mannsbilder ihr (Überlebens-)Elixier. Als Kind hat sie oft gehört, man könne nicht alles haben. So hat sie jetzt Kinder aber keinen Mann. Sie hat es sich nicht so vorgestellt – aber was soll sie machen? Das Einzige, was ihr bleibt, sind ihre romantischen Tagträume, für die sie sogar in Kauf nimmt, von den anderen «Hühnern» niedergehackt zu werden. Mir schiesst die Frage nach «leben» oder «überleben» durch den Kopf. Was Gisela Egli-Zemp uns da beschreibt – ich könnte es nicht.

### **Ruth Wittwer: Alpha/ Omega und das Dazwischen**

Ruth Wittwer präsentiert uns als erste Geschichte eine detaillierte Szene in der Gebärdabteilung. Interessant sind hier die kulturellen Unterschiede: Frauen aus dem Süden gebären oft laut, während sich Nordländerinnen für ihre Lautäusserungen schämen und darum versuchen, die Schmerzen heroisch stumm zu ertragen. Als zweite Erzählung – Alfred Messerli richtet zwischendurch das Ansteck-Mikro der Referentin – folgt die sehr ausführliche Familiengeschichte, begonnen mit ihrem Grossvater, der Missionar wurde und ein abenteuerliches Leben führte. Gegen Ende ihrer Erzählung leuchtet das Zitat des Dalai Lama auf: «Der grosse Gewinn kommt in den schwierigsten Lebensabschnitten.» Der Zen hatte ihrer Gotte geholfen, in schwierigen Zeiten Kraft zu schöpfen. So findet ihre «weltliche» Erzählung am Ende eine spirituelle Rahmung.

Seraina Kobler eröffnet die Diskussion mit den Worten, es gibt hier zwei unterschiedliche Textteile: Am Anfang wird eine Geburt sehr detailreich aufgefächert – danach folgt eine chronologische Aufzählung von Ereignissen, diese werden aber nicht mehr so breit aufgefächert. Dieser zweite Teil enthält somit viele Momente, «wo man den Fächer auch aufmachen könnte.» Sie hat sich sogar während der Lesung einen kleinen Stammbaum aufgezeichnet. Die ersten drei bis vier Seiten mit der akribischen Schilderung der Geburt kommen sehr sinnlich daher. Im zweiten Teil sind viele Welten verborgen, die zusammengeklappt sind. Aber auch dieser enthält schöne poetische Einstreusel: die Dämmerung, die Nachtschwärze der grossen Fenster, Übergänge von dunkel zu hell, wo gestorben und geboren sind. Das ist ein bildliches Motiv, das sich durch den Text durchzieht und sehr berührend ist. Seraina Kobler betont, es ist schön, in den chronologischen Abläufen des zweiten Teils dieses Register drin zu haben. Sie bemerkt auch, dass die mütterliche Linie eine Leerstelle in diesem Text darstellt, nur die väterliche Linie wird hier aufgemacht. Das erinnert mich an die Geschichtsbücher und wie die Weltgeschichte bislang immer als Männergeschichte erzählt wurde.

Georg Kohler nimmt Bezug auf den Titel: das Alpha sei das, wo es anfängt und das Omega das Dazwischen, also das Leben. Das Zur-Welt-Kommen gleiche einem Paradiessturz. Da ist eine grosse Lebendigkeit im Gegenwartsabschnitt dieser Geburtsszene. Das Lächeln im Auge der Mutter markiert hier den Beginn menschlicher Kommunikation. Einander Sehen ist die erste Form der Sprache. Danach folgt im zweiten Teil das breite Dahinfließen einer langen Genealogie. Dieser chronikale Blick verweist auf die ewige Wiederkehr des Gleichen, und wir Menschen

sind darin nur ein Wellenschlag. Er spricht von zwei Tonarten: Die Präsenz im ersten Teil kommt jazzig daher – die Chronologie im zweiten Teil wirkt auf ihn wie Barockmusik, die immer weitergeht. Dieser literarische Wechsel von «starkem Jetzt» zu «gemächlichem Fliessen» ist augenfällig. Ihm wurde ein wenig langweilig bei der Chronologie.

Seraina Kobler stimmt dem zu. Der erste Teil hat sie sehr berührt und der zweite Teil kommt so nüchtern daher – «uff!». Sie empfindet auch diesen Moduswechsel wie einen Paradiessturz: Man will wieder zurück in den Geburtssaal zu den zwei jungen strahlenden Eltern! Sie nimmt erneut Bezug darauf, dass der zweite Teil so viele Geschichten enthält, die noch nicht erzählt sind. Seraina Kobler verweist auch auf den Wellenschlag von Georg Kohler: Die Lesung ist wie ein Heranzoomen in Google Earth. Zuerst zoomen wir ganz nahe heran und sehen die Geburt, dann zoomen wir wieder hoch und sehen die ganze Welt von oben. Georg Kohler ergänzt: «Wir sind zwar nur ein Wellenschlag, sehen dem aber auch zu. Mit unserem Über-Ich sprechen wir so, als wären wir über alle Zeiten noch hier.»

### **Intermezzo**

Der charmante Historiker David Aragai, der am Sonntag die Führung durch das pittoreske Heiden leiten wird, spricht mich in der Pause an. Es ist seine erste Führung hier und er sei ein wenig unsicher. Ich bestärke ihn mit: «Es ist nicht wie in der Oper, wo die Schulklassen gezwungen werden – es sind alles Interessierte hier.» Dass ein Mann seine Unsicherheit offen zugibt, kommt selten vor, denke ich. Das Männerbild gibt auch heute noch vorwiegend vor, keine Schwäche zeigen zu dürfen, so meine Erfahrung. Dass er zu seiner Unsicherheit steht, macht David sympathisch, finde ich.

### **Perdita Baumgartner-Steinbeck: Der Nachtdienst im Spital**

Messerli führt uns mit den Worten «Wir bleiben beim Thema» ein: Perdita war zuerst Säuglings- & Kinderkrankenschwester, später hatte sie die Stationsleitung in einem Altersheim inne. In der Einleitung erfahren wir, sie machte die Ausbildung zur Krankenschwester wegen ihrer Mutter, es war nie ihr Wunschberuf. Aber es war ein krisenfester Beruf und so konnte sie finanziell schneller unabhängig werden. Sie begann 1975 im Triemlispital, zu einer Zeit, als das ganze Pflegepersonal und die Ärzte noch in geschlossenen Räumen rauchen durften und auch ein Raucherzimmer für die Patienten zur Verfügung gestellt wurde, obwohl es schlimme Raucherfälle gab. Auch schon damals waren sie knapp mit dem Pflegepersonal, hatten aber im Vergleich zu heute viel mehr Zeit für die Patienten. Ihren Nachtdienst hat sie akribisch und atmosphärisch beschrieben. Sie verwendeten sogar Trottinette für die langen Distanzen. Sehr berührt hat sie das Versterben einer jungen Frau. Diese belastenden Situationen gingen ihr an die Nieren. Sie schliesst mit: «Care Arbeit ist immer noch weiblich», und dass nicht nur der Lohn angepasst werden müsse, sondern auch die gesamte Dienstplanung, damit für die Pflegenden Beruf und Familie besser vereinbar wird.

Georg Kohler steigt ein mit der Bemerkung, dieser Text ist sehr sec – «das Hamburgische schlägt durch». Die Lesung von Perdita hat ihn gepackt, da man einen Einblick erhält in die «Gesundheitsfabrik». Er kommentiert humorvoll, dass man ab 65 Jahren zum «Patientengut» gehöre, da man dann in der Regel immer irgendwie chronisch krank sei ... Der Text erzählt vom Funktionieren der Pflegenden und vom Erleben der Patienten als Körper, der versorgt wird – für beides müsse man «tough» sein.

Seraina Kobler attestiert dem Text eine journalistische Qualität durch das exakte Beschreiben. Durch Schilderungen wie dem Rundgang mit den Taschenlampen und die Trottinette, die durch die Flure fahren, erhält er zudem etwas bildhaftes. Sie findet es beeindruckend, jeden Tag in Krankenhäuser reingehen zu können, da es Orte sind, dicht an Schmerz und an Emotionen. Sie stellt in der Gesellschaft einen Trend zur Fitnessisierung fest, und dass Krankheit und Tod nicht mehr zum Leben dazugehören. Und sie ist erstaunt über die Empathie in den Schilderungen. Viele Menschen haben Angst vor dem Spital, aber diese Erzählung macht diesen Ort menschlich. In diesem Beruf muss man sich den schweren Themen jeden Tag aufs Neue stellen und auch wenn es die Schicksale von anderen Leuten sind, es geht einem trotzdem nahe. Georg Kohler ergänzt, dass im 21. Jahrhundert eine Expansion des Gesundheitswesens stattgefunden hat. «Früher starb man ein Jahr nach der Pensionierung, heute sind wir ‘glücklichen Alten’ ja ein Problem», stellt er trocken fest. Da ist die ganze Ambivalenz der Moderne drin: das Unsichtbar-Werden des Leidens und des Sterbens. Und das wird hier in diesem Text von Perdita wieder lebendig.

Ich formuliere laut meine Publikums-Frage: In welchem Verhältnis stehen hier Kopf und Herz? Da ist sehr viel Gefühlsreichtum, der nicht ausformuliert wurde, nur angedeutet wird. Wollte sie zugunsten eines Überblickes die Gefühlsschilderungen kurzhalten? War ihre Intention das Einblick-Gewähren für Aussenstehende oder das Verarbeiten von Gefühlen? Perdita antwortet, ihr Partner fand den Text schrecklich, da nichts Persönliches darin sei. Das könnte von der «déformation professionnelle» herrühren: Da sie im Beruf einfach funktionieren musste, daher kommt auch ihr Text so funktional rüber, die Gefühlstiefe wirkt gedämpft. Seraina Kobler knüpft hier an, das sei aber die grosse Leistung der hier schreibenden Person: dass sie trotzdem keine Maschine geworden ist, denn früher gab es noch gar keine Supervisionen, man musste einfach mit allem selber klarkommen. Das hat sich heute verbessert. Renate Widmer meldet sich als weitere Publikumsstimme zu Wort: Hier wird ohne Sentimentalität die Kombination «Betroffenheit und Funktionieren» präsentiert. Sie findet auch, man muss sich einbringen in den Pflegeberuf, nur distanziert sein ist nicht gut. Zum Schluss schlägt Georg Kohler noch einmal den Bogen zur Kapitalisierung und Rationalisierung des Gesundheitssystems – die Fallpauschale gab es damals noch nicht. Es ist nicht mehr so wie früher, wo man als Patient eine pflegende Bezugsperson hatte, wie Perdita es geschildert hat. Heute «könnte man schon längst eine Leiche sein, und kein Mensch würde es bemerken, weil alle drei Stunden ein anderer reinschaut!» meint Georg Kohler empört.

### **Intermezzo**

Perdita spricht mich in der Pause nochmals auf meine Frage an: Meine Frage sei gut gewesen (ich bin immer unsicher). Genau das habe sie mit ihrem Mann auch intensiv diskutiert und jetzt würde sie es anders schreiben. Beim ersten Mal schreiben wollte sie einen Überblick geben – jetzt würde sie die Gefühlsebene mehr gewichten. Vielleicht muss man manchmal etwas mehrmals schreiben, fragen wir uns.

Auf der Treppe im Hotel Linde spreche ich Seraina Kobler auf ihre wohlwollende Art des Feedbackens an. Sie erklärt mir, dass sie immer absichtlich das Schöne betont – so fällt alles andere (nicht so gut Gelungene) dann automatisch heraus. Als Journalistin hatte sie Zeiten erlebt, wo sie niedergehackt wurde – diesen Umgang möchte sie nicht weitergeben.

## **Therese Wyss: Beruf und Enkelkinder**

Alfred Messerli leitet über zum «naiven, aber tollen Text» von Therese Wyss. Damit hat sie im Februar dieses Jahr bei [www.meet-my-life.net](http://www.meet-my-life.net) den zweiten Preis gewonnen. Messerli fungiert bei dieser Plattform für autobiografisches Schreiben als Vorsitzender der Jury. An der heutigen Lesung übernimmt die Tochter – die Mutter Therese Wyss ist im Mai verstorben. Messerli dachte, es wäre wohl das Beste, wenn sie als Tochter den Text ihrer Mutter vorliest – und wenn es nicht gehen sollte, dann springt er ein. Als die Tochter von Therese Wyss mit der Lesung beginnt, bemerke ich, wie sehr sie noch mitgenommen ist von ihrem Verlust, sie kämpft mit den Tränen. Sie schildert das Arbeitsleben ihrer Mutter, in welchem auf dem Weg zur Arbeit ein Aufeinandertreffen mit einer Entenmutter mitsamt ihren Jungen emotional ausgebreitet wird. Weiter schildert sie uns das Privatleben ihrer Mutter: Diverse Ausflüge mit ihren Enkelkindern und auch ihre Hobbies wie das Glasritzen und das Puzzlen, die sie sehr kreativ auslebte. Gegen Ende der Lesung weint sie und innerlich weine ich mit ihr.

Alfred Messerli bedankt sich bei der Tochter für das Zu-Ende-Lesen. Und er fügt hinzu, ein Satz bezieht sich sowohl auf die Mutter als auch auf die Tochter: dass sie «10 Tage im Spital blieben» – diesen Satz hätte auch sie als Tochter schreiben können.

Seraina Kobler eröffnet die Diskussion mit dem Satz: «Da spricht viel Entbehrung durch diese Zeilen mit den 8 – 9 Stunden im Fabrikgebäude!» Erst mit dem Moped werden der Raum und die Welt ein bisschen geöffnet. Auf einmal tauchen Enten und Rehe auf am Strassenrand. Sie findet, der Text nimmt einen schönen Verlauf: Zuerst wird die Pflicht geschildert, dann das Vergnügen. Der Text wird immer sinnlicher. Von den Kartonverpackungsmaschinen geht es zum Balkongemüse: Der Text wechselt von grau zu bunt. Es geht auch bei den Hobbies wie dem Puzzlen weg von den Maschinen und dem Zudienen hin zu etwas selber in die Hände nehmen und machen. Da wird ganz viel Lebenslust und Freude sichtbar. Ich spüre und sehe, wie sehr die wohlwollende Annäherung von Seraina Kobler an den Text der Tochter sichtlich guttut. Ihre wogenden Emotionen glätten sich ein wenig.

Georg Kohler fährt fort: Dieser Text ist für ihn darum so eindrücklich, da er so naiv ist. Er fliesst aus der Schreibhand heraus, er ist nicht wahnsinnig kontrolliert. Die innere Struktur des Textes wird von den beiden Uhren vorgegeben: zuerst ist es ein Eingespannt-Sein in eine Stechuhr, danach ist es das Bild mit der Standuhr. Eine grossartige Metapher, die das Ganze abschliesst: «So steht sie, ohne zu laufen, und ist trotzdem mein Stolz.» Sie zeigt am Ende dieses Lebens, dass dieses «kleine» Leben erfüllt ist. Denn am Schluss steht da etwas, das dieses Leben überragt: diese Uhr. Er vergleicht den Text zudem mit den Filmen des Neorealismus: Wo die Leute in ihrer Tüchtigkeit und Grösse dargestellt werden. Seraina Kobler knüpft an mit den Worten: «Überall, wo etwas schwierig ist, blitzt etwas Positives durch: Trotz aller Anstrengungen ist da immer dieser liebevolle Blick der Mutter.» So auch beim Töffli-Unfall: Sie denkt, zum Glück hatte sie diese Hose an. Und das Töffli hatte nichts – das war das Wichtigste. Alfred Messerli wirft ein, Anfangs der 60er Jahre wurden unsere Autobahnen gebaut. Von da an wird die Schweiz durchschnitten. Das Motorradfahren war zu dieser Zeit nicht üblich für eine Frau – sie hatte immer ihren eigenen Kopf. Es wird Bezug genommen auf den wunderbaren Film «Les petites fugues» («Kleine Fluchten») von Yves Yersin aus dem Jahre 1979. Die Töffli-Geschichte von Therese Wyss ist zugleich auch eine frauenemanzipatorische Geschichte. Da sie, die Mutter, 1947, nach dem 2. Weltkrieg,

geboren wurde, zeigt diese Geschichte schön, wie die Frauen damals beginnen, selbstbestimmt zu werden. Man kann selbst zum Tanzkurs nach Olten und nach 22 Uhr nach Hause fahren.

Stimmen aus dem Publikum melden sich zu Wort und lassen die Tochter von Therese Wyss wissen, dass sie die Geschichte ihrer Mutter sehr mutig vorgetragen hat – ihre Mutter würde sich sehr freuen. Es erklingt ein lautes anteilnehmendes Klatschen im Saal. Seraina Kobler schliesst mit den Worten von Urs Wiedmer: «Jedes Erinnern, auch das genaueste, ist immer ein Erfinden. Zuerst träumen wir die Zukunft, dann erleben wir sie, und dann, wann die gelebte Zukunft vergangen ist, dann erzählen wir sie uns noch einmal.»

Am Abend findet die Mitgliederversammlung statt und unsere Organisatorin Nadja Schäublin Schneiter entlässt uns in den Feierabend mit den Worten: «Heute war es sehr menschlich mit dem Spital und mit Geburten. Morgen geht es dann anders weiter!»

### **Stefanie Wenger: Mittelweg**

Am zweiten Festivaltag eröffnet Alfred Messerli die Lesung mit einem Lob für das Experten-Team Seraina Kobler und Georg Kohler. Die nächste Referentin Stephanie Wenger stellt er mit den Worten vor, ihr jugendliches Alter sei für das Verfassen einer Autobiografie aussergewöhnlich, weil man dann in der Regel keine Zeit dafür findet. Für Stephanie bedeutet das Schreiben eine Rettung. Er führt weiter aus: Das Persönliche, das Egoistische am Schreiben wird zu einer sozialen Geste, die über das Persönliche hinausgeht, und das ist das Spannende. Ihr Buch mit dem Titel «Mittelweg» wurde 2022 veröffentlicht. Es enthält die Geschichte ihrer psychischen Erkrankung «Borderline» und wie sie heute ein gutes Leben führen darf. Mit ihrem Buch möchte Stefanie anderen Betroffenen die Leidenszeit verkürzen. Daraus wird sie uns aus mehreren Kapiteln einige Passagen vorlesen. Messerli erwähnt zudem, dass Stefanie auch Liedermacherin ist – ihre Lieder auf Berndeutsch erinnern an Mani Matter – und fügt hinzu: «Wir bedauern's fast, dass Sie die Gitarre nicht mitgenommen haben!» Ein sanftes Gelächter geht durch den Saal.

Was uns Stephanie da vorliest, geht mir durch Mark und Bein. Sie beschreibt sehr offen ihr selbstverletzendes Verhalten, das ihr zur Sucht wurde über mehrere Jahre. Und sie führt ebenso offen ihren harten Kampf mithilfe von Therapiearbeit gegen diese Krankheit aus. Sehr reflektiert schildert sie auch die Gefühle ihrer Familie, die darunter sehr leidet. Am Ende trägt sie uns ein Gedicht vor mit dem Titel «Mittelweg». Die letzten Strophen lauten: «Das Monster will ich zähmen, wenn es vor der Türe steht. Ich nehm dich an die Hand – wir gehen den Mittelweg.»

Georg Kohler nimmt als erstes Bezug auf die enorme Authentizität ihres Textes. Etwas in Stephanie will am Leben bleiben, wie eine Art Überselbst, das ihr zuschaut, wie ein Schutzengel. Seraina Kobler stimmt ein und findet auch, das Bild des Schutzengels trifft es wunderschön. Sie findet es spannend, dass mehrere Ichs in diesem Text sprechen. In ihrem Gedicht, wo es am Schluss heisst: «Ich nehme dich an die Hand», gibt es ein tröstendes Ich, das ein verletztes Ich an die Hand nimmt. Und ihre Krankheit hat sie externalisiert als «Monster». In diesem Gedicht gibt es das Bild vom Berg. Auf der Bergspitze, so beschreibt es Stephanie in ihrem Buch, würde sie sämtliche Skills zur Verfügung haben, um mit ihrer Krankheit in jeder Situation adäquat umgehen zu können. Aber sie weiss, wie schwer es ist, diese Bergspitze zu erreichen

und darum besinnt sie sich auf den Mittelweg: auf den realistisch gangbaren Weg, der ihr Halt und Sicherheit gibt. Immer mit Blick auf die Bergspitze, die sie eines Tages zu erreichen hofft.

Seraina Kobler führt weiter aus, in der Lesung werden Erinnerungsteile offengelegt und vom reflektierenden Ich schützend ummantelt. Dadurch, dass man durch dieses schützende Ich getragen wird, ist es auch möglich, diesen schonungslosen Bericht zu ertragen. Auch findet sie, hat es etwas Hoffnungsvolles, dass der Vorhang an bestimmten Stellen geöffnet wird, das ganz Schlimme aber bereits durch ist. Georg Kohler befindet, es ist auch eine Art Forschungsbericht, der diese Paradoxie enthält: Man muss sich äusserlich physisch den grössten Schmerz zufügen, um den unerträglichen psychischen Schmerz im Inneren zu lindern. Die Diagnose «Borderline» interessiert ihn auch als Philosophen: Was ist das Selbst, was ist das Ich? Diese «Grenzgänger» haben weniger Filter, um Schwierigkeiten auszugleichen, sie sind schlicht verletzlicher. Ihn fasziniert auch die um vieles erhöhte Empfindungs-Intensität der mit «Borderline» Diagnostizierten. Es ist nicht ganz klar, von wo das kommt. Auch Marcel Proust war «Borderliner», wohnte in einem mit Kork ausgekleideten Zimmer und wollte nichts von der Welt draussen wissen. Und auch Friedrich Nietzsche war «Borderliner»: Auch er hatte diese wahnsinnige Sensibilität, und sein Selbstaussdruck war ein Ringen um diesen Mittelweg. Seraina Kobler knüpft an und betont das Positive dieses Krankheitsbildes, denn beim Schreiben kann diese extreme Sensibilität von Stephanie auch zu einer Ressource werden. Sie findet, diese Art der Weltwahrnehmung macht einen sehr einzigartig: Man sieht Dinge, die andere gar nicht sehen können.

Stephanie erklärt, dass sie sich andere Verhaltensweisen aneignen musste, um den Druck aus ihrem System zu nehmen. Denn ab 70% Druck kann sie nicht mehr klar denken, und lange bestand die Gefahr, dann in selbstverletzendes Verhalten zurückzufallen. Früher führte sie auch ein Leben der Extreme. Bei einem Streit mit dem Freund machte sie sofort Schluss und konnte nicht in Ruhe mit ihm darüber reden. Das hat sich gewandelt. Heute empfindet sie das Miteinander-Reden als Mittelweg. Und auch das Schreiben ist ihr wichtig geworden, als eine Art Selbst-Therapie. Dass sie sich für das Schreiben öffnen konnte, war ihre Rettung.

Die Frage kommt auf, ob das Schreiben das Schneiden wirklich ersetzen könne? Alfred Messerli wirft ein, das sei ein plausibler Ausweg, denn Schreiben ist Ritzen, wenn wir in der Geschichte zurückgehen. Das Publikum lacht gelöst. Das Schreiben sei nicht nur Kulturarbeit, es ist auch eine Art Seelenarbeit.

Im Publikum werden mitfühlende Stimmen laut: Stephanie hat gelernt zu sprechen, Gefühle auszuhalten und auch abzuschwächen. Sie hat so tief in sich hineingeschaut, ist «so tief in den Rachen des Löwen» hinabgestiegen, dass sie heute selber ihre beste Therapeutin ist. Auch sei «Normalität» eine graduelle Sache. Georg Kohler kommt noch einmal auf die enorme Verletzbarkeit der «Borderliner» zurück: «Dieser Mensch hat den Regler nicht, um schlimme Erlebnisse runterzudimmen.» Darauf entgegnet Stephanie, dass ihr einfache Sachen wie Lärm oder viele Leute um sich zu haben, schwerer fallen als ein Schicksalsschlag. Bei den «Normalen» ist ja oft das Gegenteil der Fall. Messerli schliesst die Diskussion mit der Bemerkung, dass es die letzten drei Jahre des Autobiografie Festivals 70% Frauen waren. Warum schreiben vor allem Frauen Autobiografien? Vielleicht haben sie andere Prioritäten? Das sei eine Überlegung wert.

### **Hansruedi Schefer: Die Sämtisrundfahrt**

Hansruedi Schefer hat mehrere Geschichten vorgetragen. Eine von einem schäbigen Koffer, der ihm von seiner Mutter aufgezungen wurde und ihn in der Rekrutenschule zur Witzfigur machte. Anschliessend folgt die sachliche formale

Schilderung seiner beruflichen Laufbahn als Chemiker, die sich wie eine Erfolgsgeschichte liest. Darauf folgt die Geschichte seiner Schulzeit. Er hat nicht sehr gute Noten, wird aber von seinem Lehrer ermutigt, Laborant zu werden. Das war im Treppenhaus der Schule, er weiss noch genau, wo. Er wird Herr Benz nie vergessen. Ein kurzes wohlwollendes Gespräch hatte seinem Leben die entscheidende Wende gebracht. Obwohl er es sich nicht zugetraut hat, wurde er so Chemiker. Abschliessend schildert er uns seine Sämtisrundfahrt mit dem Velo.

Hier weht viel schweizerische Seele durch den Text, befindet Seraina Kobler, der Leistungsgedanke zieht sich durch. Viele schweizerische Tugenden und somit das Pragmatische und das Vernünftige werden hier in Hansruedi Schefer verkörpert: die vom guten Schweizer Soldaten und die von der guten Berufsausbildung. Das Stark-Werden des Erzählers geschieht in der Rekrutenschule: Man muss diesen Koffer aushalten! Und es hat auch etwas Poetisches, wenn das private Leben (die private Kleidung) während der Ausbildung in diesem Pappkoffer verschwindet. Er kommt mit dem schlechtesten Koffer, hat aber die beste Karriere gemacht. Der Text verweist auf das Versprechen seiner Generation: Man leistet etwas und man bekommt etwas. Dank Bildung kann man aufsteigen. Früher lag es etwas Grundstabiles und Beruhigendes darin: Man weiss, was man zu tun hat – wie eine Schweizer Uhr, die immer funktioniert. Heute gibt es dieses Versprechen nicht mehr.

Sein Text handelt auch von Überwinden und Resilienz, das zeigt sich auch in der Geschichte mit der Sämtisrundfahrt. Georg Kohler knüpft an mit: «Er ist ein Vorbabyboomer – very Swiss!» Er konstatiert die Mischung aus Biederkeit und Verschmitztheit in diesem Text. Als Knabe hatte Hansruedi Schefer eine schöne Stimme, die von seinem Gesangslehrer gefördert wurde und bei einem Konzert in der St. Galler Tonhalle grossen Applaus erntete. Den Gedanken «vielleicht hätte ich ein grosser Opernsänger werden können setzen wir Schweizer in ein ordentliches Leben um», fasst Georg Kohler zusammen. Da ist ein berechtigter Stolz, es «geschafft» zu haben. Das Leben ist eine Velotour. Und er findet diesen Subtext hochkomisch, obwohl die Geschichte mit vollkommener Nüchternheit geschrieben ist.

Thematisiert wird auch die Szene mit dem Lehrer Benz und wie wichtig es im Leben ist, dass einem einer hilft. Mir fällt hier auf: Es ist ein ICH-Text: «Ich habe gemacht ...», «ich habe geschafft ...» etc. Das DU als Auslöser und Ermöglicher für diesen ganzen Erfolg wird aber nur an einer Stelle kurz – aber immerhin mit gebührender Wertschätzung – erwähnt. Diese Ermutigung, diese Magie eines wohlwollenden Menschen eröffnet das ganze erfolgreiche Leben für ihn. Dieser kurze zwischenmenschliche Austausch leuchtet wie ein kleines Juwel inmitten von diesem sachlich-trockenen Text.

### **Intermezzo**

In der Mittagspause spreche ich mit Perdita und Renate darüber, wie «caring» Alfred Messerli besonders mit den Referierenden, aber auch mit uns allen, umgeht. Wir kommen darauf, dass er wie eine gute «Mueter Gluggere» ist. Dass er «Best Friends» ist mit Georg Kohler und zudem eine deutlich spürbare grundlegend positive Atmosphäre schafft, dank der sich alle Anwesenden wohl fühlen, darüber sind wir uns einig.

### **Ella Browar: Zum Wohle des Kindes**

Nach dem Mittagessen führt uns Alfred Messerli in die ästhetische Welt von Modezeichnerin und Schnitttechnikerin Ella Browar ein. Die Vermessung des menschlichen Körpers wird in ihrem Text sehr komplex beschrieben, findet er. Ella Browar erlernte ursprünglich den Beruf der Damenschneiderin und ist heute mit einem Architekten verheiratet. In ihrer Lesung gibt es eine ganz detaillierte Schilderung, wie sie damals als Fünfjährige mit dem Kinderzug – das war eine Aktion vom Roten Kreuz und der Caritas – zu einer Pflegefamilie in die Schweiz kam. Sie erinnert sich noch, wie ihre Kindernamen auf einem Paketanhänger beschriftet waren, den sie um den Hals trugen, und wie eine Frau am Zielbahnhof, wo die Kinder abgeholt wurden, ausgerufen hat: «Regine lueg, er chömed es Negerli über!» Dieses N-Wort war damals leider noch üblich und sie spürte, es grenzte sie aus und machte sie zum Objekt. Aber sie weinte nicht. Bereits im Alter zwischen drei und fünf Jahren, als sie bei Oma und Opa in Karlsruhe lebte, wurde sie einmal mit diesem Ausdruck von zwei Kindern beschimpft. Da hatte sie aber ihren damals elfjährigen Onkel Karl dabei, der den beiden links und rechts eine Watsche gab. «Mein Held!» dachte sie. Gerade an Weihnachten kam sie bei ihrer Pflegefamilie an, wo sie sich gut aufgehoben fühlte. Sie war ein lebhaftes Kind.

Georg Kohler freut sich über diese «schöne Geschichte: Ein kleines Kindspaket kommt mit Namensmarke am Hals in die Schweiz.» Er konstatiert in dieser kleinen Person eine grosse Stärke und natürliche Selbstsicherheit. Zuerst fühlt sie sich fremd, doch dann ist sie aufgehoben wie ein kleines Christkind an Heiligabend: «Integration kann doch gelingen!» Er bewundert zudem die präzisen Erinnerungen, die Ella bereits als 3–5-Jährige hat.

Seraina Kohler schliesst sich an: Es ist ein Text über Erinnerung und darüber, *wie* man sich erinnert. So wie hier im Text geschieht es oft über sinnliche Bilder. Ella schreibt: «Diese Erinnerungen sind wie Wegmarken, und während ich dies hinschreibe, blöppen andere Erinnerungen wie Seifenblasen aus meinem Gedankentopf.» Seraina Kobler ergänzt: «Wenn man Gedanken aufschreibt, weiss man gar nicht, wo das hinführt!» Auch sie konstatiert Ella viel Resilienz. Da ist eine sichere Erzählstimme. Und es ist extrem sinnlich: Dieses Kind wird genährt, auf allen Ebenen, nicht nur über das Essen, sondern auch über die Stoffe und die Kleider. So gern würde Seraina diesen Fischgratmantel von Klein Ella anschauen, der muss toll sein. Dieses Sich-Erinnern über Essen und Kleidung gefällt Seraina Kobler und erinnert sie an die Autobiografie von Doris Dörrie mit dem Titel «Leben, Schreiben, Atmen». Gerne hätte sie gehört, wie es im Text von Ella weitergeht.

«Wie geht Erinnern?» nimmt Georg Kohler den Faden wieder auf. Es geschieht durch das Aufblitzen von Bildern, von Stills, die immer anschaulicher werden. Momente haben sich eingebrannt, Momente, die alles wieder lebendig machen. Er ist wiederholt sehr beeindruckt von Ellas Widerstandskraft, von ihrem Wohlgemut-Sein im Innern. «Das stimmt einen glücklich. Sie sind nicht bereit, dem wahnsinnig viel Verletztheit zuzuordnen», sagt er in Bezug auf das N-Wort. Ella ist eine gefährdete Seele und sensibel, aber auch resilient: «Sie haben ein gutes Verhältnis zum Schutzengel!» Bei ihrem ersten Zusammentreffen mit dem N-Wort hat sie einen Beschützer, ihren Onkel. Hier kommt zu ihrem inneren Schutzengel noch ein äusserer dazu, das findet er tröstlich.

Seraina Kobler ergänzt mit Bezug auf die zwei Teile im Text: Zuerst war da in der deutschen Grossfamilie diese Fürsorge, die war einfach, aber herzlich. Und dann im Zug macht man sich beim Zuhören nicht so Sorgen um das Kind, denn dieser Mantel ist wie ein Schutzmantel. «Es ist zudem sicher der schönste Mantel im ganzen Bus, da er

selbstgemacht ist, und das trägt!» Weiter führt Seraina aus, in der frühkindlichen Phase braucht man nur ein bis zwei Bezugspersonen, dann kann man das Widrigste aushalten. Dieser Boden war da und ein paar Schutzengel waren da, die das zur richtigen Zeit gefestigt haben. «Es ist ein lebensfroher Text», freut sich Seraina, «und so hoffnungsvoll!» Nur das hellblau-rosafarbene Plüschjäckchen durfte Ella als Kind in der Schweiz noch nicht tragen, das wäre zu sehr aufgefallen. «Du – unsere grosse Text-Schneiderin», wirft Messerli ein, «ist ‘das Kleid’ schon fertig?» Es kommt noch mehr dazu, entgegnet Ella, und sie wird es noch mit Fotos ergänzen und auch mit ihrem Namensetikettchen mit der Schnur! Ihre Herkunft ist wirklich kunterbunt.

Das Publikum ermutigt Ella auch dazu, ihre Geschichte weiterzuschreiben. Es sind farbenfrohe Bilder und ein schöner, neugierig machender Schreibstil. Und zum Glück ist sie nicht bitter geworden wegen der Ausgrenzung. Ja, sagt Ella, sie hatte als Kind Angst vor dem Schneemann – die anderen hatten Angst vor dem schwarzen Mann. Und ganz selbstbewusst fügt sie hinzu, sie sei kein Besatzungskind, sondern ein Befreiungskind.

### **Hans Peter Widmer: Frühschicht**

Hans Peter Widmer, mit Jahrgang 1956, wuchs in einer privilegierten, aber dysfunktionalen Familie auf. Mutters psychischen Störungen wollte er als junger Mann entfliehen und lernte Koch, später absolvierte er die Hotelfachschule. Mit 40 Jahren machte er eine Umschulung zum Lebensmittelinspektor im Kanton St. Gallen. «Er trägt eine grosse Verantwortung, dass wir nicht vergiftet werden!» scherzt Messerli. Und immer, wenn er mit Hans Peter Widmer telefoniert, sei dieser gerade mit seinem Hund oben auf einem Hügel angekommen – die Natur erdet ihn. In seinem Text erzählt Hans Peter Widmer uns davon, wie er anfangs der 1980er Jahre in Johannesburg lebte, beim ausgewanderten Teil seiner Familie. Aufgrund der Rassentrennung und der Ungleichheit haben er und seine Partnerin den Entschluss gefasst, in Südafrika keine Kinder grosszuziehen.

Akribisch schildert er uns in seiner Erzählung seinen Arbeitsalltag als Koch im Restaurant des Fünf-Sterne Hotels Carlton. Die Arbeitsbedingungen sind hart und anspruchsvoll. Es tut sich ein ganzes Universum aus diversen Küchen (Hauptküche, Bankettküche, koschere Küche, etc.) mit Küchenmitarbeitern aller Herren Länder vor unserem inneren Auge auf, die in weitläufigen unterirdischen und komplett fensterlosen Küchen-Katakomben arbeiten. Trotz der Sterilität der Umgebung herrscht eine farbenprächtige Stimmung, die Düfte und Gewürze aus aller Welt mischen sich mit dem Singsang und den Dialekten der Mitarbeiter. Fünf Warenlifte gewährleisten den ganzen Verkehr in die verschiedenen Stockwerke und entpuppen sich zu den Stosszeiten als ein Nadelöhr, durch das alle durchmüssen. Hans Peter Widmer arbeitet als Koch unter dem knallharten und gefürchteten Küchendirektor Leyler, einem treuen Anhänger der französischen Küche. Hier nützt ihm bei der Organisation seiner Arbeit mehr, was er im Militär gelernt hat, als seine Kochkenntnisse. Wenn den Anordnungen der Küchenleitung nicht genug schnell Folge geleistet wird, fliegen Saucières in Richtung der Mitarbeitenden. Kochen in Afrika hat er sich, als er den Entschluss fasste, auszuwandern, anders vorgestellt: «Britisch-vornehm, mit Stil, klassisch wie in den grossen Hotel-Palästen in London.»

Georg Kohler kommentiert, dieser Text stellt sachlich dar, wie so ein Küchenbetrieb abläuft, wo jeder nur ein kleines Rädchen ist. Und schiebt die Frage nach, ob dieser Leyler – als eine Art «Mosimann des Hotels» – der in seiner Funktion als Starkoch die Menus vorgibt und alles Lob einheimst, im Prinzip ein Arsch ist? Das Publikum lacht schallend. Dass

dieser Leyler es geschafft hat, die 300 Küchenmitarbeiter von 4 Speiselokalen dazu zu bringen, nach seiner Handschrift zu kochen, ist aber eine beachtliche Leistung.

Seraina Kobler richtet den Fokus auf die Klassentrennung, die parallel läuft in den Städten und in der Küche. Die Wolkenkratzer haben ein oben und ein unten: ein oben, wo die Wohlhabenden speisen und ein unten, wo die Mitarbeitenden schufteten. In der Stadt kann man an der Uhrzeit, zu der jemand unterwegs ist, ablesen, zu welcher Gesellschaftsschicht man gehört. Hier erhält eine weisse Figur – ein Grenzgänger –, die aus der Schweiz, einem der reichsten Länder der Erde kommt, Einblicke in eine andere Welt. In dieser Welt ist die Küche nicht nur ein «fröhliches Bubble», wo alles zusammenkommt, sondern auch ein Ort des Überlebens, wo man Strategien entwickeln muss und angewiesen ist auf verschwörerische Verbindungen mit Arbeitskollegen, die dasselbe sehen, wo einem das Militär also mehr bringt als die Berufsausbildung. Der Text evoziert durch die vielen Bilder mit den Saucen und der französischen Küche etwas sehr Sinnliches. Georg Kohler hakt ein und findet, der Text hat die Anmutung eines Dokumentarfilms, die Bilder sind so stark, mit diesen Klassenstrukturen und Herrschaftsgesten, mit den ganzen Unterdrückungsstrukturen. Hier wird auf eine filmische Art geschrieben, man will mehr wissen. Und «wo stehen denn die ganzen Saucièren rum, die er rumschmeissen kann?» will er wissen. Zudem sei die Logistik «ein ziemlicher Scheiss-Teil des Ganzen», befindet Georg Kohler weiter, «– man hat endlich, was man an Zutaten braucht, und dann kommt man mit dem Lift nicht hoch!» Bis man nur schon an den Grundstoff rankommt, muss man sich anstrengen, dabei dachte er immer, Kochen sei eine schöne Sache. Nicht nur hat es zu wenige Lifte, auch sei man in Afrika, und in Afrika hat es viele Geheimnisse.

Das ist eben dieses Gleichheits-Moment, entgegnet Seraina Kobler, denn durch dieses Nadelöhr, da müssen alle durch. «Was fast schon eine Vorform des Bürgerkrieges ist», wie Georg Kohler befindet. Das Publikum lacht erneut schallend. Auf Ebene des Textes gibt es diesen Metablick auf die allmächtige französische Küche, die immer über allem steht, schlussfolgert Seraina Kobler, die zwar gerne Kochbücher liest, aber nicht gerne daraus kocht.

In der Diskussion mit dem Publikum wird zum Schluss noch das Prinzip von Leyler, alles tagesfrisch zuzubereiten, in Frage gestellt. Perdita gibt zu bedenken: «Dass die Onionsoup, wenn man sie länger stehen lässt, besser schmeckt, das weiss man doch!» «Woher wissen Sie das?» möchte Hans Peter Widmer wissen. «Mein Mann, der kocht sehr gut!» entgegnet Perdita.

### **Curdin Epprecht: Reiseeindrücke**

Curdin Epprecht, Jahrgang 1945, wird uns Ausschnitte aus drei Kapiteln vortragen. «Das Esszimmer» beschreibt sein Aufwachsen im Haus seiner Eltern zwischen 1956 und 1970. Es enthält nicht nur eine detaillierte Beschreibung des Intérieurs, sondern auch, was er alles mit Familie und Freunden erlebt hatte, sowie die fabelhaften Kochkünste seiner Mutter, und dass er seine Reiselust seinen Eltern verdankt. «Mein Schreibtisch», das ich ausgedruckt als Text erhalte, das er uns aber nicht vorliest, zeichnet ein Bild seines Arbeitszimmers, das sich fünf Stockwerke unterhalb seiner Wohnung befindet. Es ist ein mit vielen Dingen vollgepackter Raum, Curdin fühlt sich aber dennoch wohl in seinem selbstgestalteten Reich. Eigentlich sieht er sich nicht als chaotischen Menschen, er räumt einfach nicht gerne auf. «Aber vielleicht gehört die Kombination Chaos und Struktur zu meinem Wesen und bildet den roten Faden in meinem Leben, dem ich mit dieser biografischen Arbeit auf die Spur kommen möchte», gibt er zu bedenken.

Im Kapitel «Ein Foto» beschreibt er ein Foto, das auf seiner ersten Reise durch die Wüste von Namibia entstand. Es zeigt ihn auf halbem Weg zu einer Düne, wo er sich zufrieden niederlässt. Ganz nach oben zu kraxeln, entspricht ihm nicht. Da dieses Foto physisch nicht mehr auffindbar ist, handelt es sich vielleicht um eine «Fotomorgana»? Dass er ein nicht existierendes Foto so beschreibt, wie wenn es in der Realität vorhanden wäre, bringt ihm zu Bewusstsein, dass die Erinnerung in seinem Kopf genügt und dass es mehr bringt, die Welt künftig direkt aufzunehmen, anstatt eine grosse, unhandliche Kamera mitzuschleppen – die Handykamera reicht aus. Im letzten Kapitel «Wie die Maus vor der Schlange» beschreibt er eine glimpflich ausgegangene Bootsfahrt, ebenfalls in Afrika. Der Motor des einfachen Flussbootes steigt aus und er sieht vor seinem inneren Auge bereits die morgige Schlagzeile im «Blick»: «Boot mit acht Schweizer Touristen stützt über die tosenden Viktoriafälle.» Zum Glück werden sie von einem Boot, das flussaufwärts kommt, gerettet.

Seraina Kobler spricht von einer «Form von Verlangsamung», die diesen Texten innewohnt, da sich Curdin ganz genau anschaut, was rundherum passiert. Bei der Geschichte mit der «Fotomorgana» fällt ihr ein Künstler ein, ein Fotograf, der auf eine grosse Reise ging und während der Zugreise bemerkt, dass er seine Fotokamera vergessen hat. Aber anstatt zurückzufahren, um sie zu holen, hat er sich entschieden, jedes Mal, wenn er abknipsen würde, dann Papier und Stift zur Hand zu nehmen und es zu beschreiben, was er eigentlich fotografiert hätte. Auch seine Erzählung zum «Esszimmer» wirkt auf sie auf diese Weise wie eine Fotografie, nur, dass er es noch reichhaltiger beschrieben hat, als man in einer Fotografie optisch festhalten kann.

Georg Kohler findet es auch einen interessanten Text, er findet es aber schade, dass aus dem Kapitel «Mein Schreibtisch» nicht vorgelesen wurde, da er den Satz mit dem «roten Faden» enthält. Denn genau dieses Detektivische macht diese Lesung so spannend. In Bezug auf den «Esszimmer»-Text konstatiert er dessen aufzählenden Charakter. Alle Dinge in diesem gutbürgerlichen Intérieur werden der Reihe nach genannt. Das hat laut Georg Kohler etwas furchtbar Beklemmendes: «Der arme Kerl, der da umstellt ist und eigentlich einen Ausbruch sucht.» Von sich selber sagt Curdin nicht viel, sondern er präsentiert uns nur diese Ansammlung an Gegenständen, befindet Georg Kohler, «an denen der arme Curdin ein bisschen erstickt». Das erzeugt eine untergründige Beklemmung und er findet, Curdin war ein halbes Leben lang ein bisschen wie diese Maus vor der Schlange der gutbürgerlichen Erziehung. Man sieht, ohne dass viel darüber geredet wird, wie Curdin sich fühlt, durch seine Beschreibung der Umstände ziemlich viel von seinem Innenleben, befindet Georg Kohler. Seraina Kohler ergänzt, der «orange Fleck» oberhalb der Durchreiche, den Curdin bei einem seiner seltenen Wutanfälle produziert hatte, war hier ein Moment der Nicht-Beherrschung. Dass dieser Fleck dableiben darf «im Haus des Obersts – das ist künstlerische Freiheit!» befindet dazu Georg Kohler, und das Publikum lacht.

Alfred Messerli schliesst die Diskussion mit dem Hinweis an: «Die Gegenstände reflektieren mich, ich bin gespiegelt in meiner Umwelt, in jedem Objekt.» Das «Esszimmer» ist so schön ausgestattet und darum wäre es gut gewesen, auch den «Schreibtisch» vorzulesen!

### **Conny Schramm: Mein ungebügeltes Leben**

Als letzte Referentin beehrt uns Conny Schramm. Sie lebt heute glücklich verheiratet in Hamburg. Sehr charmant verkündet sie uns vor ihrer Lesung: «Ich bin angemessen aufgeregt!» Sie liest uns aus ihrem Bestseller «Mein ungebügeltes Leben», das 2016 im grössten christlichen Verlag in Deutschland, dem Brunnen Verlag in Giessen, erschienen ist. Zudem hat sie 2022 den zweiten Preis an den Schweizer Autobiographie-Awards – siehe [www.meet-my-life.net](http://www.meet-my-life.net) – an der Universität Zürich erhalten. Ich finde, sie wirkt mit ihrer festen, klaren Stimme und der spannenden Intonation wie eine professionelle Sprecherin. Ausführlich berichtet sie uns systemkritisch aus ihrer DDR-Kindheit mit christlichem Hintergrund und von ihrer anfänglich schönen Love-Story mit einem jungen Mann namens Henry. «Immer häufiger empfand ich die Diskrepanz zwischen dem, was ich im Unterricht lernte, und dem, was mir zu Hause und im Gottesdienst vermittelt wurde. Ich wusste nicht mehr, was ich denken sollte, fühlte mich entwurzelt und hilflos. In der Schule wurde ich belächelt, weil ich zur Kirche ging, denn das war doch nur etwas für alte Leute. In der Gemeinde hatte man wiederum kein Verständnis dafür, dass meine Eltern mich zur Jugendweihe angemeldet hatten. Was für eine verkorkste Situation! Am liebsten wäre ich weggelaufen. Leider wusste ich nicht, wohin ich hätte laufen sollen, und so hielt ich den Spagat aus.»

Georg Kohler eröffnet die Diskussion nachdenklich mit den Worten, es sei eine Geschichte des Erwachsen-Werdens mit dem Versuch, sowohl den Eltern als auch der Umwelt treu zu bleiben. Es wird so beschrieben, dass man es nacherleben kann in seiner Schrecklichkeit. Es ist eine Art Bericht von einem Totalitarismus, der auch die Seelen erfassen will im Gegensatz zu Demokratien, wo man einen freien Willen und eine freie Wahl hat. Das Wertesystem muss implantiert werden und die Indoktrination von kleinen Kindern ist das Perfide. Das zeigte sich auch darin, dass es Ausbildungen gab, die man nicht machen durfte – das ist für uns unvorstellbar. Conny erlebt die Maueröffnung dann als ein Wunder, für ihn als «politischen Philosophen» besteht das Wunder darin, dass es nicht zu einem Krieg gekommen ist.

Seraina Kobler kann sich dem anschliessen, wechselt dann auf die sprachliche Ebene. Hier gibt es keine beweglichen Textteile mehr, die man noch verschieben könnte, sondern es handelt sich um einen sehr runden und festen Text, an dem alles an seinem Platz ist. Und sie schildert uns noch weitere ihrer Höreindrücke: Die Kinderstimme sticht heraus, befindet sie, und das Schwere sehr leicht zu beschreiben, ist das Schwerste, und das gelingt Conny Schramm hier. Denn die Kinderstimme ist ganz ehrlich und direkt und verfügt über eine eigene Logik, ohne naiv zu wirken. Dass man das aufgeregte Mädchen so gut herausspürt, das macht diesen Text so echt und so berührend. Auch die Geschichte mit den roten Schuhen, wo Conny merkt: «Ich darf nicht mal die Schuhe anziehen, die ich will ...», da in der Schule alle gleich aussehen mussten, ist so gut vorstellbar geschrieben. So werden die einzelnen geschilderten Episoden zu einer umfassenden Systemkritik. Auch mit Henry, dieser ersten Liebe (Georg Kohler wirft ein: «Der Cliffhanger – dann steht er da, und dann wird geschnitten!)), manifestiert sich diese Systemkritik noch klarer in einer Person, die das radikal macht. Er ist der erste Gegenspieler und wirklich jedes Mal, wenn Conny an dieser Mauer vorbeiläuft, denkt sie an diesen Mann auf der anderen Seite der Mauer, der sich in den Westen abgesetzt hat. Das ist eine Trennung, die bildlicher nicht sein könnte. Dann folgen Wortmeldungen aus dem Publikum mit eigenen Erlebnissen aus dieser Zeit – dadurch wird Conny viel Verständnis zuteil. Conny Schramm schliesst mit den versöhnlichen Worten, sie hat viel Schmerzhafes erlebt und viel geweint, aber jetzt hat sie Frieden geschlossen mit der DDR.

Nach dieser letzten Lesung mit Diskussion folgen die Danksagungen von Alfred Messerli an das Expertenteam Seraina Kobler und Georg Kohler sowie an die Organisation von Nadja Schäublin Schneiter und Gusti Schneiter. Nadja Schäublin wendet sich an Alfred Messerli und bedankt sich bei ihm für die Programmgestaltung.

### **Special Guest: Roger Schawinski**

«Nach der Pflicht kommen wir zum Vergnügen!» läutet Alfred Messerli den Abend ein. Am Abend des zweiten Festivaltages hatten wir also von 20 bis 22 Uhr Medienmogul Roger Schawinski in der Podiumsdiskussion mit Alfred Messerli zu Gast. Es folgt eine spannende Diskussion der beiden unendlich neugierigen Köpfe zu Leben und Werk von Roger Schawinski. Zu seiner eigenen Autobiografie sagt Roger Schawinski, es war eine Reise zu sich selbst. Er war überrascht, was alles an die Oberfläche gekommen ist beim Schreiben. Dabei hat er auch realisiert, was wichtig ist im Leben und was nur nebensächlich. Ohne hohen Selbstanspruch nach einem literarischen Standard floss es auf Art des Journalismus einfach aus ihm heraus. Messerli zeigt sich beeindruckt, dass es Roger Schawinski in seiner Autobiografie gelingt, in drei Sätzen zum Punkt zu kommen. Diese Qualität komme auch aus dem Beruf heraus, erhält er zur Antwort. «Etwas kurz zu fassen und auf den Punkt zu bringen, *das* ist die Kunst!»

Was Roger Schawinski ausserdem auszeichnet, ist seine Fähigkeit, nicht everybodys Darling zu sein. Und er konnte sich auch immer mit einem sehr limitierten Infostand mithilfe von Learning by Doing durchschlagen. Seine Fähigkeit ein Trendsetter zu sein, rührt zudem daher, immer gerade dort hinzuschauen, wo niemand anders hinschaut. Roger Schawinski dekonstruiert aber auch das oberflächliche Bild, das die meisten Leute von ihm haben – er sei einer, der viel erreicht habe und darum immer gut drauf sei – mit Einblick in seine Niederlagen. Zum Beispiel, wie er ein Jahr lang gefühllos war, als seine lebendige blühende Frau nach drei Monaten Leberkrebs plötzlich verstarb. Oder wie er eine Zeit lang als «Troublemaker» galt und ihn niemand anstellen wollte, weil alle Angst hatten, er säge dann an ihrem Stuhl.

Da es Messerli schafft, auch hier eine wohlwollende und interessierte Atmosphäre zu erschaffen, plaudert Roger Schawinski an manchen Stellen auch aus dem Nähkästchen. Zum Beispiel, dass er mit 21 Jahren einen Essaywettbewerb gewann und Europa vertreten durfte. In Chicago wurden sie dann mit Limousinen abgeholt, und da war auch eine Mexikanerin dabei, die ihm gefallen hatte. Aber die hatte ihre Mutter dabei und diese Mutter «hat einiges Schlimmeres verhindert!» Das Publikum lacht. Oder wie es sein Vater mithilfe eines psychologischen Tricks geschafft hatte, dass Klein Roger weiterhin seine Hausaufgaben macht. Als Roger als Primarschüler nämlich eines Abends beschlossen hatte, fortan keine Hausaufgaben mehr zu machen, sagte der Vater zu ihm, das sei vollkommen in Ordnung: «Du kannst dann ‘Chübelmaa’ werden, das ist ein wichtiger und angesehener Beruf!» Als dann um 22 Uhr im Zimmer des Sohnes immer noch die Lichter brannten, wurde der Vater stutzig und wollte sehen, was da los sei. Da sass also Roger an seinen Hausaufgaben und auf die Frage des erstaunten Vaters, warum er sich plötzlich umentschieden hatte, rief dieser verzweifelt: «Ich will aber nöd Chübelmaa werde!»

Auf die Publikumsfrage am Ende, was seine konkreten Zukunftspläne seien, gibt uns Roger Schawinski bekannt, dass es ab Herbst eine Fernsehsendung geben und er weiter Radio machen wird. Und sein Handicap beim Golf möchte er

verbessern. Das sind super Synergien zwischen Alfred Messerli und Roger Schawinski – es macht beiden sichtlich Spass, miteinander zu reden, und beide blühen auf. Die zwei Stunden kommen einem extrem kurzweilig vor.

### **Roundtable**

Beim Roundtable am Sonntagmorgen besprechen wir mit Alfred Messerli, Georg Kohler, dem Organisationsteam Nadja Schäublin Schneider und Gustav Schneider und den anwesenden Autor:innen, was gelungen war am diesjährigen Festival und wo Optimierungs-Potential besteht. Es ist eine entspannte Feedback-Runde, die Gustav Schneider gekonnt moderiert.

Insgesamt wurde das Festival gut aufgenommen. Es gab an beiden Tagen anregende Texte und auch die guten Synergien der beiden Dreamteams Seraina Kobler – Georg Kohler und Alfred Messerli – Roger Schawinski wurden gelobt. Das prinzipielle Wohlwollen des Expertenteams und der warmherzige Umgangston von Alfred Messerli wurde von den Vortragenden zudem sehr geschätzt. Diese Lesung ist ein erster Schritt hinaus in die Öffentlichkeit, man exponiert sich als Vortragende:r. Für viele war es der erste Auftritt vor Publikum und so ein Auftritt braucht Überwindung. Darum wurde es auch als angemessen befunden, dies in dieser kleinen geschlossenen Gruppe tun zu dürfen und ohne ein Filmteam vor Ort zu haben, das danach alles auf YouTube hochstellt. Positiv aufgenommen wurde auch die Tatsache, dass dieser Saal über eine gemütliche Atmosphäre verfügt und nicht in Art eines Hörsaales gestaltet ist. Als weiterer positiver Punkt bemerkt wurde zudem auch, dass man sich bemüht hatte, jetzt für das dritte Festival die Anregungen des Roundtables aus den beiden vorhergehenden Festivals umzusetzen und das auch recht gut gelungen ist.

Als Anregung für das nächste Festival wurde insbesondere der Wunsch nach mehreren kurzen Pausen angeführt, damit sich das Gehörte besser setzen kann und somit die Seele besser mitkommt. Es war ein Mammutprogramm und es blieb kaum Zeit, sich dazwischen zu unterhalten. Vielleicht wäre es einen Gedanken wert, einen Festivaltag mehr einzubauen, um dafür zwischen den einzelnen Referierenden etwas mehr Luft zu haben. Oder man kürzt die jeweils 30 Minuten für die Lesung auf 20 Minuten herunter, um so mehr Pausenzeiten zu erhalten.

Wie man mehr Publikum gewinnen könnte, wurde auch zum Thema. Ob es helfen würde, einen kleineren Eintrittspreis zu verlangen? Oder ob man bei Autorenstammtischen für das Festival Werbung machen sollte? Das Rahmenprogramm wie dieses Jahr mit Roger Schawinski könne zudem weitergeführt werden oder sogar noch mit einem musikalischen Teil ergänzt werden, denn Prominente und Musik sind immer ein Publikumsmagnet.

Ein wichtiger Punkt war auch die Ausrichtung des Festivals, den Text der Vortragenden und nicht ihr Leben zu beurteilen. Das wurde zwar am Anfang des Festivals sehr gut deklariert, es wurde aber nicht überall gleich gut umgesetzt. Dem wurde von den Vortragenden aber verständnisvoll begegnet, da es bei manchen Lesungen mehr Redebedarf gibt zum Inhaltlichen – zum Beispiel bei Themen, die sehr tief unter die Haut gehen – als bei anderen.

### **Die Führung durch das Dorf Heiden mit Historiker David Aragai**

Anschliessend werden wir als kleine interessierte Gruppe von David Aragai durch das Dorf Heiden geführt. Wir erfahren viel Wissenswertes, unter anderem, dass das Dorf Heiden einmal als Ganzes abgebrannt, und nur ein einziges Haus den Brand überlebt und noch im Originalzustand ist. Oder dass das Freibad, das ein starkes Nostalgieflair versprüht, aus den 30er Jahren stammt. Dort stand früher die Schmiede, die den Dorfbrand auslöste. David Aragai vermittelt uns das Wissen

auf sehr zugängliche Art und auf Augenhöhe – seine Bedenken vom ersten Festivaltag waren absolut unbegründet, denke ich. Zum Abschluss erfahren wir von Andreas Ennulat, Vertreter des Henry-Dunant-Museums, noch einiges über das Leben und Wirken von Henry Dunant, dem zu Ehren ein Denkmal in Heiden errichtet wurde.

### **Das Schlusswort der Chronistin**

Zum Abschluss erlaube ich mir, meine eigenen Beobachtungen wieder zu geben. Der elegante Biedermeiersaal des Hotels Linde im pittoresken Heiden ist ein schöner Rahmen für dieses intime Festival und ich hoffe, dass das Festival auch zur Bereicherung künftiger Generationen weitergeführt wird. Atmosphären werden aber nicht nur durch die Location oder durch das Intérieur erzeugt, sondern auch ganz massgeblich durch den Umgang der darin agierenden Menschen miteinander. So war das Freundschaftsband zwischen Alfred Messerli und Georg Kohler etwas von unschätzbarem Wert, das getragen hat. Auch das genuine Interesse von Messerli am Mitmenschen war deutlich spürbar und umhüllte uns alle mit Geborgenheit wie mit einem schützenden Kokon. Ich bin dankbar, dass ich Teil dieses Festivals sein und viele wunderbare Menschen kennenlernen durfte. Ich habe zudem einige wiederkehrende Muster – während der Lesungen und im «Dazwischen» – entdeckt: Selbstzweifel (wie sich hässlich und unsicher fühlen – wie bei Renate Widmer, Ruth Wittwer und Angela Giardina) sowie Care Arbeit – wie bei Perdita Baumgartner-Steinbeck und bei Ruth Wittwer – sind tendenziell immer noch weiblich. Sich schnell finanziell selbständig machen zu wollen, um von den Eltern wegzukommen, kam auch mehr als einmal vor – so bei Perdita Baumgartner-Steinbeck und bei Hans Peter Widmer. Dann das Grenzgänger-Sein: Es ist alles andere als einfach – wie uns Stephanie Wenger und Hans Peter Widmer vor Augen führen – aber dafür erhält man tiefe Einblicke, die allen anderen verwehrt bleiben. Auch das Thema des Schutzengels und der Resilienz ist einige Male vorgekommen: Wie wichtig es ist im Leben, jemanden in Form eines Menschen – wie bei Ella Browar – zu haben, der auf einen aufpasst. Oder in Form einer inneren starken Stimme – wie bei Stephanie Wenger – die einem den Weg weist und einen durch die Hölle trägt. Manchmal treten diese Schutzengel auch als «Weichensteller» auf, die einen Funken entzünden bei einem Kind, einen Funken, der sein gesamtes Leben in andere, in bessere Bahnen leiten wird, wie bei Hansruedi Schäfer der Lehrer Benz oder bei Roger Schawinski sein psychologisch versierter Vater.

Auf der Ebene der Textkonstruktion ist mir zudem aufgefallen, dass es viel berührender und somit seelisch viel erfüllender ist, wenn einzelne Erlebnisse in aller Tiefe durch die Offenlegung der eigenen Gefühle beleuchtet werden, als einen Grobübersicht über das gesamte Leben im Schnelldurchlauf zu erhalten. Auch berührt mich die Schilderung eines kleinen Glücksmoments – wie z.B. das Beobachten der Strassenüberquerung einer Enten-Familie – tiefer als eine Präsentation beruflicher Erfolge.

Mich persönlich hat indes das Traurige am tiefsten berührt. Wenn etwa die Tochter den Text der kürzlich verstorbenen Mutter vorliest – wie die Tochter von Therese Wyss – und dabei weinen muss. Oder wenn die unerfüllte Sehnsucht nach einer seelischen Intimität mit dem Partner – wie bei Gisela Egli Zemp – nachgezeichnet wird. Aber auch die Schilderung einer jungen Frau – wie bei Stephanie Wenger – die all ihre Ressourcen dazu aufwenden muss, um einen Kampf mit den inneren Dämonen auszufechten, um in ein lebenswertes Leben – das für die meisten Menschen eine Selbstverständlichkeit darstellt – hineinflinden zu können, geht mir unter die Haut. Manche Seelen sind voller Narben, dachte ich bei ihrer Lesung, und dennoch leuchten sie hell und weit.

Für mich waren das nicht einfach Lebensgeschichten, sondern es war eine Fülle an Gefühlen, hingebungsvoll vorgetragen. So wurde eine seelische Vielfalt hörbar. Sein eigenes Leben offen zu legen, dazu gehört viel Mut. Der Mut zur Verletzlichkeit. Es ist ein Sein-Innerstes-der-Welt-zeigen, den «Stoff», aus dem man gewirkt ist. Und es ist auch ein Bekenntnis zu den eigenen Werten, inklusive den falschen Werten, die man inkorporiert hat, wenn es wie bei Gisela Egli-Zemp heisst «man könne nicht alles haben».

Auch haben sich bei mir einige Fragen aufgetan:

Wann endet die Vergangenheit?

Wo beginnt und wo endet das Erzählen?

Wer bemisst den Wert eines Menschenlebens?

Was ist es Wert, Eingang in die eigene Autobiografie zu finden?

Wer definiert, was ein «grosses» und was ein «kleines» Leben ist?

Meines Erachtens ist das Fortbestehen dieses Festivals auch deshalb wichtig, da dieses Format uns in den anbrechenden Zeiten von KI vor Augen führen kann, was den Menschen ausmacht: nicht nur Wissen und Leistung – denn das kann eine Maschine auch – sondern vor allem Herz, Seele und zwischenmenschliche Resonanz. Und da am Ende das Leben des Menschen aus seinen seelischen Qualitäten besteht, und was er für seinen Mitmenschen bedeutet, ist die Frage nach dem «grossen» oder «kleinen» Leben auch hinfällig. Einen Wertmassstab bei der Seele des Menschen anzulegen, scheint mir deshalb aus humanistischer Perspektive verkehrt. Dieses Festival hat uns gezeigt: Es gibt kein «kleines» Leben. Oder mit anderen Worten: Zu zeigen, wie gross ein «kleines» Leben sein kann, das ist der Sinn des Erzählens.